

AMY TAN  
Die Frau des Feuergottes



GOLDMANN

Lesen erleben

## *Buch*

Winnie Louie hat es nicht leicht gehabt im Leben. Als Tochter einer Zweitfrau im vorrevolutionären China geboren, wuchs sie nach dem mysteriösen Verschwinden ihrer Mutter ungeliebt in dem Haus zweier Tanten auf. Erst als sie den jungen, unbekümmerten Wen Fu kennenlernt, scheint ihr Schicksal eine glückliche Wendung zu nehmen. Doch die Ehe, die so vielversprechend begonnen hatte, erweist sich als Desaster. Von ihrem gefühllosen Mann verraten, flieht sie durch das kriegszerissene China der vierziger Jahre und lernt den sympathischen Jimmy Louie kennen, der ihr zur ersehnten Scheidung verhilft und sie mit nach Amerika nimmt. Ihr Mann ist längst gestorben, und ihre Kinder sind inzwischen erwachsen, als Winnie endlich bereit ist, ihrer Tochter die ganze Wahrheit über ihr Leben zu erzählen. Zu schmerzhaft waren ihr die Erinnerungen bisher gewesen. Und so beginnt sie ihrer Tochter zu berichten – vom Zauber und vom Schrecken ihrer Jugend, von der grausamen Enttäuschung ihrer ersten Liebe, vom Feuer- und Küchengott und seiner Frau. Unmerklich beginnen ihre Worte eine Brücke über die Kluft zu schlagen, die sich über die Jahre zwischen ihr und Pearl gebildet hat. Und mit einem Mal eröffnet sich eine neue Welt der Gemeinsamkeit und Verbundenheit zwischen Mutter und Tochter.

Weitere Informationen zu Amy Tan  
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin  
finden Sie am Ende des Buches.

Amy Tan

---

Die Frau  
des Feuergottes

Roman

Ins Deutsche übertragen  
von Sabine Lohmann

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe  
erschien unter dem Titel »The Kitchen God's Wife«  
bei G.P. Putnam's Sons, New York.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch  
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage  
Neueröffnung August 2014  
Copyright © 1991 by Amy Tan  
All rights reserved  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1991  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München  
Umschlagmotiv: FinePic®, München  
Gestaltung der Umschlaginnenseiten: UNO Werbeagentur, München  
Motiv der Umschlaginnenseiten: FinePic®, München  
NG · Herstellung: Str.  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-442-48187-3  
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



PEARL



## *Der Götterladen*

Immer wenn sie mich anruft, beginnt meine Mutter das Gespräch, als wären wir schon mitten in einer Auseinandersetzung.

»Pearl-ah, wir müssen hingehen, uns bleibt keine andere Wahl«, sagte sie letzte Woche, kaum daß ich den Hörer abgehoben hatte. Nach ein paar Minuten erfuhr ich endlich, worum es ging: Tante Helen hatte die ganze Familie zur Verlobungsfeier meines Vetters Bao-bao eingeladen.

»Die ganze Familie« bedeutet die Kwongs und die Louies. Die Kwongs, das sind Tante Helen, Onkel Henry, Mary, Frank und Bao-bao. Und »die Louies« bezieht sich eigentlich nur noch auf meine Mutter und mich, seit mein Vater nicht mehr lebt und mein Bruder Samuel in New Jersey wohnt. Solange ich zurückdenken kann, bezeichnen wir uns schon als »die ganze Familie«, obwohl die Kwongs gar nicht richtig mit uns verwandt, sondern nur verwägert sind; Tante Helens erster Mann war der Bruder meiner Mutter, der schon lange vor meiner Geburt gestorben ist.

Und dann gibt's da eben meinen Vetter Bao-bao, der eigentlich Roger heißt. Doch in der Familie hieß er von jeher nur Bao-bao, was nichts anderes bedeutet als »goldiges Baby«. Später nannten wir ihn weiter so, weil er ein verwöhnter Fratz war, der immer ein klägliches Geheul anstimmte, sobald meine Tante oder mein Onkel zur Tür hereinkamen, und sich beklagte, wir anderen Kinder hätten ihn gehänselt. Und obgleich er inzwischen einunddreißig ist, bleibt er für uns der kleine Bao-bao – und wir hänseln ihn wie eh und je.

»Bao-bao? Wieso macht er denn so ein großes Getue, bloß weil er sich mal wieder verlobt hat?« wunderte ich mich. »Das wird jetzt schon seine dritte Heirat!«

»Und *vierte* Verlobung!« versetzte meine Mutter bissig. »Letztes Mal wurde nichts draus, und dabei hatten wir schon Geschenke hingeschickt. Aber natürlich nennt Helen es nicht Verlobungsfeier. Sie sagt, es sei ein großes Familienfest wegen Marys Besuch.«

»Ach, Mary kommt auch?« fragte ich. Mit Mary verbindet mich mehr als nur die Tatsache, daß wir Kusinen sind. Sie ist mit Doug Cheu verheiratet, der mit meinem Mann, Phil Brandt, zusammen Medizin studiert hat, und durch sie habe ich Phil vor sechzehn Jahren kennengelernt.

»Ja, Mary kommt mit Mann und Kindern«, sagte meine Mutter. »Nächste Woche, mit dem Flugzeug von Los Angeles rüber. Sie hatten keine Zeit mehr, um einen Billigflug zu buchen. Zum *vollen* Preis, stell dir bloß mal vor!«

»Nächste Woche schon?« wiederholte ich, fieberhaft nach einer Ausrede suchend. »Das ist aber ein bißchen knapp bemessen, um unsere Pläne noch zu ändern. Wir haben schon...«

»Tante Helen rechnet fest mit euch. Es gibt ein großes Festessen im Water Dragon Restaurant – sie hat fünf Tische reserviert. Wenn ihr nicht kommt, platzt sie vor Ärger.«

Ich stelle mir vor, wie die kleine, dicke Tante Helen fauchend zu einem kugelrunden Ballon anschwillt. »Wer kommt sonst noch alles?«

»Lauter *wichtige* Leute«, erwiderte meine Mutter in einem Tonfall, als handelte es sich um lauter persönliche Feinde. »Und natürlich erzählt sie allen ganz nebenbei, daß Bao-bao mit seiner neuen Verlobten kommt. Dann fragen alle: ›Was, Bao-bao hat sich verlobt?, und Tante Helen tut dann ganz erschrocken: ›Ach, das hatte ich ja völlig vergessen, war als große Überraschung gedacht. Sagt's aber bitte nicht weiter.«

Meine Mutter schniefte verächtlich. »Auf die Weise läßt sie's uns alle wissen. Und dann muß man natürlich wieder ein Geschenk abliefern, ebenfalls als Überraschung, versteht sich. Was hast du letztes Mal mitgebracht?«

»Als er dieses College-Girl heiraten wollte? Ich weiß nicht mehr, laß mich mal überlegen. Vielleicht eine Obstschale.«

»Hat er die zurückgeschickt, als dann nichts draus geworden ist?«



»Ich glaube nicht. Ich kann mich nicht erinnern.«

»Siehst du! So sind die Kwongs. Gib diesmal lieber nicht so viel aus.«

Zwei Tage vor dem Festessen rief meine Mutter mich wieder an.

»Jetzt kann man eh nichts mehr machen«, meinte sie vorwurfsvoll, als sei die ganze Sache meine Schuld, auch wenn ich keine Ahnung hatte, worauf sie anspielte. Und dann berichtete sie, daß Großtante Du gerade im Alter von siebenundneunzig Jahren gestorben war. Die Nachricht überraschte mich wirklich; irgendwie hatte ich gedacht, sie wäre schon seit Jahren tot.

»Sie hat dir ein paar schöne Sachen hinterlassen«, sagte meine Mutter. »Du kannst sie dir ja am Wochenende abholen kommen.«

Großtante Du war eigentlich Helens Tante, die Halbschwester ihres Vaters oder so ähnlich. Doch soweit ich mich erinnere, hat vor allem meine Mutter sich immer um sie gekümmert. Sie trug ihr jede Woche den Mülleimer hinaus. Sie hielt die alte Dame davon ab, auf Zeitschriftenwerbungen hereinzufallen, die ihr Lotteriegewinne in Millionenhöhe vorgaukelten. Sie versuchte immer wieder, die Kosten für Großtante Dus Kräutertropfen von der Krankenkasse ersetzen zu lassen.

Jahrelang hatte meine Mutter sich bei mir darüber beklagt, daß sie sich an Helens Stelle um all diese Dinge kümmern mußte. »Helen denkt gar nicht dran, mich mal zu entlasten«, jammerte sie ständig. Und eines Tages – das mag jetzt etwa zehn Jahre her sein – habe ich ihre Tiraden einfach unterbrochen: »Wieso beschwerst du dich eigentlich nicht gleich bei Tante Helen, statt immer nur an mich hinzujammern?« hielt ich ihr vor. Das hatte Phil mir geraten, als die vernünftigste Lösung, um meine Mutter endlich zum Aufmucken zu bringen.

Doch sie blickte mich nur starr und wortlos an. Von da an beklagte sie sich zwar nie wieder, wechselte allerdings auch zwei Monate lang kein Wort mehr mit mir. Und als wir endlich wieder miteinander sprachen, wurde Großtante Du nie mehr erwähnt. Deshalb hatte ich wohl den Eindruck, sie sei schon lange tot.

»Was war es denn?« fragte ich, um einen angemessen betroffenen Tonfall bemüht. »Ein Schlaganfall?«

»Ein Bus«, sagte meine Mutter.

Offenbar hatte Großtante Du sich noch bis zuletzt bester Gesundheit erfreut. Sie war gerade in einen Bus der Linie 1 gestiegen, als dieser im Anfahren plötzlich abbremsste, um einen »heißen Ofen mit verrückten Halbstarke«, wie meine Mutter es nannte, vorbeizulassen, der bei Rot über die Ampel raste. Großtante Du war der Länge nach in den Gang gestürzt. Meine Mutter kam natürlich sofort zu ihr in die Klinik geeilt. Die Ärzte konnten nichts anderes als die üblichen Beulen und blauen Flecken feststellen, doch Großtante Du sagte, sie habe keine Zeit zu warten, bis die Ärzte herausfänden, was sie ohnehin wisse. So befahl sie meiner Mutter, ihr Testament für sie aufzusetzen, und bestimmte, wer ihr durchgesehenes altes Kanapee, ihren Schwarzweißfernseher und den restlichen Krempel erben sollte. Und noch in der gleichen Nacht starb sie an einer nicht diagnostizierten Gehirnerschütterung. Helen hatte vorgehabt, sie am nächsten Tag zu besuchen – zu spät.

»Bao-bao Roger meint, wir sollten eine Million Dollar Schadenersatz fordern«, berichtete meine Mutter weiter. »Stell dir das vor! Bei der Nachricht von Großtante Dus Tod keine Träne vergießen, und dann noch davon profitieren wollen! Hnh! Wieso sollte ich ihm überhaupt sagen, daß er zwei Lampen geerbt hat? Vielleicht vergesse ich's einfach.«

Meine Mutter schwieg einen Moment. »Sie war eine gute Frau. Schon vierzehn Kränze eingetroffen.« Dann fügte sie in vertraulichem Flüstern hinzu: »Natürlich geben wir allen zwanzig Prozent Preisnachlaß.«

Meine Mutter und Tante Helen führen gemeinsam den Ding Ho Blumenladen in Chinatown. Sie entschlossen sich vor fünfundzwanzig Jahren, ein Geschäft zu eröffnen, nachdem mein Vater gestorben war und Tante Helen gerade ihren Job verloren hatte. In gewissem Sinne war der Blumenladen wohl ihr Wunschtraum, der sie für all das Unglück entschädigen sollte.

Meine Mutter hatte das Geld darin investiert, das ihr die Erste Chinesische Baptistengemeinde gespendet hatte, wo mein Vater als Hilfspfarrer angestellt gewesen war. Und Tante Helen hatte sich ihr Startkapital von dem Gehalt an ihrem früheren Arbeitsplatz zusammengespart, einem anderen Blumengeschäft, wo ihr dann gekündigt worden war. Angeblich, weil sie »zu ehrlich« gewesen sei,

wie Tante Helen immer beteuerte. Obwohl meine Mutter den Verdacht nicht los wurde, daß Tante Helen den Kunden stets zugeredet hatte, die billigsten Sträuße zu kaufen – um Geld zu sparen.

»Manchmal bereue ich es wirklich, in eine chinesische Familie eingehiratet zu haben«, sagte Phil, als er hörte, daß wir am Wochenende nach San Francisco kommen sollten, was von unserem Wohnort in San José hin und zurück eine Fahrt von über hundert Meilen bedeutet, die der Ausflugsverkehr auch nicht gerade angenehmer macht. In den fünfzehn Jahren unserer Ehe hat er meine Mutter zwar nach und nach richtig ins Herz geschlossen, doch ihre kategorischen Forderungen gehen ihm noch immer auf die Nerven. Und ein Wochenende mit der Großfamilie ist nicht unbedingt das, was er sich unter entspannender Freizeitgestaltung vorstellt.

»Müssen wir da wirklich hin?« fragte er zerstreut, während er mit dem neuen Programm spielte, das er gerade in seinen Laptop geladen hatte. Er tippte auf eine Taste. »Na also!« lachte er triumphierend, den Blick auf den Monitor geheftet, und klatschte in die Hände. Phil ist dreiundvierzig und wirkt mit seinem würdevollen silbergrauen Haarschopf auf die meisten Leute eher reserviert. In diesem Augenblick aber strahlte er die kindliche Begeisterung eines kleinen Jungen aus, der mit einer neuen Modelleisenbahn spielt.

Ich tat, als sei ich ebenso beschäftigt, indem ich die Stellengesuche für Haushaltshilfen durchsah. Vor drei Monaten hatte ich eine Stelle als Logopädin bei der örtlichen Schulbehörde angetreten, und obgleich ich im wesentlichen mit meiner Arbeit zufrieden war, machte ich mir doch insgeheim Sorgen, ob ich damit nicht vielleicht eine bessere Gelegenheit verpaßt hatte. Meine Mutter hatte mir diese Zweifel in den Kopf gesetzt. Als ich ihr erzählte, daß ich unter drei Bewerbern für den Job ausgewählt worden war, sagte sie bloß: »Was? Nur zwei andere wollten den Job auch?«

Plötzlich sah Phil mit besorgter Miene von seinem Computer auf. Ich wußte, woran er dachte, nämlich an meinen »Gesundheitszustand«, wie wir es nennen, die Multiple Sklerose, die mich zwar noch in keiner Weise behindert, aber leicht ermüden läßt. »Das Wochenende wird voraussichtlich ganz schön anstrengend«, meinte er. »Und außerdem dachte ich, du kannst deinen Vetter

Bao-bao nicht ausstehen – ganz abgesehen von der Tatsache, daß Mary auch hinkommt. Mein Gott, die Frau ist wirklich der reinste Vampir!«

»Hm.«

»Du kommst also wirklich nicht drum rum?«

»Hm-hm.«

Er seufzte. Damit war die Diskussion beendet. In all den Jahren unserer Ehe haben wir allmählich eine Taktik entwickelt, den Streitpunkt »Familienpflichten« zu umgehen. Früher drehten sich unsere meisten Auseinandersetzungen darum. Als wir jung verheiratet waren, warf Phil mir immer vor, daß ich vor lauter blinder Ergebenheit schon einen ausgewachsenen Schuldkomplex hätte. Ich entgegnete dann, er solle gefälligst nicht so egoistisch sein, schließlich gebe es im Leben nun mal manches, das getan werden müsse, auch wenn es weder angenehm noch bequem sei. Und er erklärte darauf, wir müßten diese Besuche nur über uns ergehen lassen, weil ich mir hätte einreden lassen, keine Wahl zu haben, und daß ich nun mit demselben Trick zu manipulieren versuche. Doch als unsere erste Tochter, Tessa, zur Welt kam und ein Jahr später meine Krankheit diagnostiziert wurde, legten die Streitereien sich allmählich. Wir führten keine hitzigen Wortgefechte mehr über unterschiedliche Auffassungen hinsichtlich der freien Willensentfaltung, vor allem wohl deshalb, weil Phil ein ausgeprägtes Pflichtgefühl gegenüber dem Baby entwickelte, und vielleicht auch mir, zunächst aber meiner Krankheit gegenüber. So schränkte sich das hehre Konzept der freien Willensentfaltung nach und nach von selber ein, bis es schließlich ganz aufgegeben wurde, ebenso wie die Zigaretten, das Kalbfleisch und der Elfenbeinschmuck.

Heutzutage drehen unsere Auseinandersetzungen sich nur noch um ganz konkrete Dinge – ob ich zum Beispiel Tessas Betteln, eine halbe Stunde länger fernsehen zu dürfen, hätte standhalten sollen –, und nicht um unsere jeweiligen konträren Ansichten in Erziehungsfragen. Und zum Schluß sind wir uns meistens einig – vielleicht geben wir sogar zu schnell nach, weil wir ohnehin wissen, was bei den meisten Meinungsverschiedenheiten herauskommt.

Auf die Weise läuft alles viel glatter als früher, so harmonisch, daß es mich manchmal schon fast stört. Manchmal wünschte ich

mir geradezu, es wäre wieder wie damals, als Phil mir alles mögliche an den Kopf warf und ich mich verteidigte und zumindest *mich* von der Richtigkeit meiner Ansichten überzeigte. Wogegen ich heutzutage gar nicht mehr so genau weiß, weshalb ich mich noch immer diesen Familienpflichten füge. Phil gegenüber würde ich es ja nie zugeben, aber eigentlich sind sie mir nur noch lästig. Ich habe absolut keine Lust, die Kwongs zu treffen, am allerwenigsten Mary. Und bei meiner Mutter habe ich ständig das Gefühl, mich vor Tretminen in acht nehmen zu müssen.

So mochte es denn an meinen Schuldgefühlen gegenüber Phil liegen oder an meinem Ärger auf mich selbst – jedenfalls wagte ich ihm erst am nächsten Tag zu gestehen, daß wir sogar dort würden übernachten müssen, um auch noch Großtante Dus Beerdigung beizuwohnen.

Um das gräßliche Wochenende zu entschärfen, hatten Phil und ich beschlossen, schon frühzeitig loszufahren, um uns in Ruhe im Hotel einzurichten und vielleicht noch mit den Mädchen in den Zoo zu gehen. Doch am Vortag hatte es bereits einen höflichen Wortwechsel mit meiner Mutter wegen unserer Übernachtungspläne gegeben.

»Das ist wirklich sehr lieb von dir, Winnie«, versuchte Phil sie am Telefon zu beschwichtigen, »aber wir haben schon die Hotelzimmer gebucht.« Ich hörte am anderen Apparat mit und war froh, ihm die Bürde der Entschuldigungen aufgehalst zu haben.

»Welches Hotel?« wollte sie wissen.

»Das Travelodge«, log Phil. Tatsächlich hatten wir im Hyatt reserviert.

»Ai, viel zu teuer!« erklärte sie prompt. »Wozu soviel Geld rauswerfen? Ihr könnt bei mir wohnen, Platz genug für alle.«

Und Phil hatte so taktvoll wie möglich abgelehnt: »Nein, nein, laß nur, das macht doch zuviel Umstände.«

»Umstände für wen?« fragte meine Mutter spitz.

Also quartiert Phil die Mädchen nun in dem Zimmer ein, das früher meinem jüngeren Bruder gehörte. Dort lassen wir sie auch immer, wenn wir auf einen medizinischen Kongreß gehen. Manchmal *behaupen* wir allerdings auch nur, wir müßten auf einen Kon-

greß, um dann sofort nach Hause zurückzufahren und all die Hausarbeit zu erledigen, zu der wir sonst nie kommen.

Phil hat bestimmt, daß die achtjährige Tessa in dem Doppelbett schlafen soll und die dreijährige Cleo auf dem Klappbett.

»Ich darf auch mal ins große Bett!« begehrt Cleo auf. »Hat Ha-bu gesagt!«

»Aber Cleo«, säuselt Tessa begütigend, »du magst das Klappbett doch so gern.«

»Ha-bu!« ruft Cleo meine Mutter zu Hilfe. »Ha-bu!«

Phil und ich werden in meinem alten Zimmer übernachten, in dem ich seit meiner Hochzeit nicht mehr geschlafen habe. Abgesehen davon, daß alles etwas zu sauber und ordentlich wirkt, sieht es noch genauso aus wie zu meiner Teenagerzeit: das Doppelbett mit seinem massiven Holzgestell, der Toilettentisch mit dem runden Klappspiegel und den Intarsien aus Esche, Eiche und Elfenbein. Komisch, daß ich den Tisch früher so scheußlich fand. Jetzt gefällt mir dieser Art-Deco-Stil recht gut. Ob meine Mutter ihn mir wohl überlassen würde?

Sie hat sogar meine alten chinesischen Pantoffeln unters Bett gestellt, die mit den durchlöchernten Zehenspitzen; nie wird irgend etwas weggeworfen, für den Fall, daß man es nach zwanzig Jahren noch mal brauchen könnte. Tessa und Cleo haben offenbar schon die Kartons mit altem Spielzeug und Krimskrams im Wandschrank durchwühlt und ein paar ihrer Fundstücke großzügig über den Boden verstreut: Puppenkleider, ein Rheinkieseldiadem und ein bonbonrosa Plastik Kästchen mit den aufgemalten Worten »Meine geheimen Schätze«. Auch der kitschige Stern, den ich damals in der Schule gebastelt habe, mit meinem Namen – »Pearl« – in bunten Perlen verziert, hängt noch an seinem alten Platz hinter der Tür.

»Du liebe Güte«, meint Phil mit ironischer Bewunderung. »Da kann das Travelodge natürlich beim besten Willen nicht mithalten!« Ich versetze ihm einen Klaps auf den Schenkel. Er streicht mit den Fingerspitzen über die abgenutzten Gästehandtücher auf dem Bett. Die Handtücher haben uns die Kwongs zu Weihnachten geschenkt, als wir gerade von Chinatown nach Richmond gezogen waren; sie sind also mindestens schon dreißig Jahre alt.

Tessa und Cleo kommen unternehmungslustig ins Zimmer ge-

stürmt und wollen nicht länger auf den versprochenen Zoo-Besuch warten. Phil bringt sie dorthin, während ich zum Aushelfen in den Ding Ho Blumenladen gehe. Meine Mutter hatte mich zwar nicht ausdrücklich darum gebeten, aber in mißbilligendem Tonfall berichtet, daß Tante Helen heute schon eher nach Hause wolle, um sich für das Festessen zurechtzumachen – obwohl es doch wegen der Beerdigung am nächsten Tag gerade besonders viel im Laden zu tun gab. Dann hatte sie mich noch daran erinnert, daß Großtante Du immer so stolz auf mich gewesen war – in unserer Familie steht »stolz« immer für ein Höchstmaß an Zuneigung, da das Wort »lieben« verpönt ist. Und zu guter Letzt hatte sie noch angedeutet, daß ich am besten so bald wie möglich im Laden vorbeischaun sollte, um mir einen schönen Kranz auszusuchen.

»Ich bin dann wohl so gegen halb sechs zurück«, sage ich zu Phil.

»Ich möchte afrikanische Elefanten sehen«, verkündet Tessa und läßt sich auf unser Bett plumpsen. Dann zählt sie an den Fingern auf: »Und Koalabären und Ameisenbären und einen Blauwal.« Ich habe mich schon immer gefragt, woher sie wohl diesen pedantischen Zug hat, alles aufzulisten – von Phil? von mir? vom Fernsehen?

»Ich möchte *bitte*, heißt das«, verbessert Phil streng. »Und außerdem glaube ich kaum, daß es im Zoo Wale gibt.«

Ich beuge mich zu Cleo hinab. Manchmal fürchte ich, daß sie im Schatten ihrer selbstbewußten älteren Schwester zu sehr in eine passive Rolle gedrängt wird. »Und was möchtest du sehen?« frage ich sie sanft. Sie schaut auf ihre Füße herunter und überlegt angestrengt.

»Vampire«, sagt sie schließlich.

Als ich in die Ross Alley einbiege, wird es auf einmal schattig und still um mich her. Die gleißende Nachmittagssonne und die wuselnde Geschäftigkeit von Chinatown sind wie ausgelöscht. In dem engen Gäßchen wirken alle Geräusche abgedämpft, und das Tageslicht scheint durch einen kühlen, grünlichen Dunstschleier herabzuzickern.

Auf der rechten Straßenseite ist noch der gleiche alte Friseurladen, wo Al Fook wie eh und je seinen Kunden die Koteletten mit

dem elektrischen Schermesser stutzt. Gegenüber gibt es noch die gleichen alten Familienbetriebe, sogar ein Geschäft, wo man Ahnentafeln gegen Gebühr zurück nach China schicken lassen kann. Und weiter hinten in der Straße komme ich am Schaufenster eines Wahrsagers vorbei. Eine handgeschriebene Notiz, die mit Klebestreifen an der Scheibe befestigt ist, verspricht »die besten Glückszahlen, die beste Glücksberatung«, doch auf dem Schild an der Tür steht: »Wegen Geschäftsaufgabe geschlossen.«

Hinter einer anderen Glastür schnurrt plötzlich eine gelbe Jalousie hoch, und ein kleines Mädchen kommt zum Vorschein, die Handflächen an die Scheibe gedrückt. Sie starrt mich finster an, ich winke ihr zu, doch sie winkt nicht zurück. Sie schaut mich an, als ob ich hier nicht hingehörte, und genauso fühle ich mich auch.

Jetzt stehe ich vor der Sam Fook Handelsgesellschaft, nur noch ein paar Häuser von dem Blumenladen entfernt. In den Regalen dort wimmelt es von Glücksbringern, Amuletten und Porzellan- und Holzfiguren von Glücksgöttern aller Art. Solange ich zurückdenken kann, war es für mich immer der Götterladen. Man bekommt dort auch allen möglichen Zubehör für ein buddhistisches Begräbnis – Geistergeld, Papierschmuck, Räucherstäbchen und so weiter.

»Hey, Pearl!« ruft Mr. Hong, der Inhaber, und winkt mich herein. Als ich ihn das erste Mal traf, dachte ich, er hieße Sam Fook, wie sein Laden. Später fand ich heraus, daß *sam fook* auf altkantonesisch »dreifacher Segen« bedeutet, was allerdings, meiner Mutter oder vielmehr ihren Kunden aus Hongkong zufolge, eher spöttisch gemeint ist, so wie bei den drei Affen, die sich die Augen, die Ohren und das Maul zuhalten.

»Ich hab' ihm geraten, den Namen zu ändern«, hatte meine Mutter gesagt. »Bringt mehr Glück. Aber er sagt, das Geschäft läuft schon zu gut.«

»Hey, Pearl«, ruft Mr. Hong mir entgegen, als ich in den Laden trete. »Ich hab' hier ein paar Sachen für deine Mutter, für die Beerdigung morgen. Du nimmst sie mit, o. k.?«

»O. k.« Er reicht mir ein weiches Stoffbündel.

Ich schließe daraus, daß Großtante Dus Begräbnis nach buddhistischem Ritual vollzogen werden soll. Obgleich sie etliche Jahre



lang der Ersten Chinesischen Baptistengemeinde angehörten, besuchten weder sie noch meine Mutter nach dem Tod meines Vaters je wieder einen der Gottesdienste. Außerdem bin ich überzeugt, daß Großtante Du nie ihren ursprünglichen Glauben aufgegeben hatte, der wohl nicht im strengen Sinne buddhistisch war, sondern eher aus einem Sammelsurium abergläubischer Rituale bestand. Wenn ich sie als Kind in ihrer Wohnung besuchte, spielte ich immer mit ihrem Hausaltar, einem roten Miniaturtempel, der das eingerahmte Bild einer chinesischen Gottheit enthielt. Davor stand eine Messingurne voll abgebrannter Räucherstäbchen, und daneben allerlei Opfergaben: Orangen, Lucky-Strike-Zigaretten und eine Miniflasche Johnny Walker Red Label. Es wirkte wie die chinesische Version einer Weihnachtskrippe.

Und nun bin ich endlich bei dem Blumenladen angelangt. Er liegt im Erdgeschoß eines dreistöckigen Backsteinhauses und ist etwa so groß wie eine Garage, in die nur ein Wagen paßt. Die schäbige Tür mit ihrem abgeblättern roten Anstrich und dem verrosteten, »einbruchssicheren« Drahtgitter vor der Scheibe bietet einen trübseligen, vertrauten Anblick. Auf dem Schaufenster steht »Ding Ho Blumenladen«, doch das ist leicht zu übersehen, weil der Laden in einem düsteren Winkel versteckt liegt und immer geschlossen scheint.

So wirkt der Standort, den meine Mutter und Tante Helen sich ausgesucht haben, nicht gerade vielversprechend. Und doch haben sie sich ganz wacker gehalten, was um so erstaunlicher ist, als sie in all den Jahren kaum etwas getan haben, um den Laden zu modernisieren oder wenigstens zu verschönern. Als ich die Tür öffne, bimelt über mir eine Blechglocke, und sofort umfängt mich der schwere Duft von Gardenien, der mich seit jeher an Begräbnisinstitute erinnert. Der enge Raum liegt im Halbdunkel, nur über der Kasse hängt eine einzige Neonröhre – und dort steht auch meine Mutter auf einem Schemel, damit sie besser über die Theke schauen kann, mit ihrer altmodischen Lesebrille auf der Nase.

Sie redet in schnellem Chinesisch ins Telefon und bedeutet mir ungeduldig, hereinzukommen und zu warten. Ihre Haare sind straff nach hinten gezogen und zu einem Knoten festgesteckt, aus dem sich nie die kleinste Strähne löst. Heute hat sie den Knoten mit

einem künstlichen Haarteil aufgepolstert, einem »Pferdeschwanz«, wie sie sagt, der nur zu besonderen Anlässen getragen wird.

Nach der Heftigkeit ihres Tonfalls und der Häufigkeit verneinender »Vuh-vuh-vuh«-Laute zu schließen, handelt es sich um ein Streitgespräch im Shanghaier Dialekt statt in dem üblichen Mandarin. Also geht es wohl um etwas Wichtiges. Wahrscheinlich Schwierigkeiten mit einem Lieferanten, da sie zwischendurch immer wieder hektisch auf ihrem Taschenrechner herumtippt und die Ergebnisse mit Stentorstimme verkündet, wie Auszüge aus dem Strafgesetzbuch. Dann läßt sie die Kasse aufspringen und holt eine zusammengefaltete Rechnung hervor, die sie mit routiniertem Griff entfaltet, um den Betrag ebenfalls vorzulesen.

»Vuh! Vuh! Vuh!« insistiert sie.

Die Kasse dient nur als Ablageplatz für allen möglichen Krimskrams und ist ansonsten längst nicht mehr zu gebrauchen. Als meine Mutter und Tante Helen den Laden übernahmen, mußten sie bald feststellen, daß die Kasse bei jeder Addition, die eine Neun enthielt, den Geist aufgab. Doch sie beschlossen, sie trotzdem zu behalten, »für Überfälle«, wie meine Mutter erklärte. Wenn sich jemals ein Räuber in den Laden verirren sollte, würde er für seine Mühe nur vier Dollar und einen Haufen Pennies ernten, denn das richtige Wechselgeld wird unter der Theke in einer alten Teekanne aufbewahrt, während der Teekessel auf einer Elektroplatte ohne Stecker steht; wahrscheinlich bilden sie sich ein, daß kalter Tee bereits ein Höchstmaß an Abschreckung bedeutet.

Früher habe ich mal versucht, ihnen klarzumachen, daß ein Kassensinhalt von vier Dollar sowieso nicht plausibel genug sei. Ich meinte, daß sie dafür mindestens zwanzig Dollar zurücklegen sollten. Aber meine Mutter war entschieden dagegen, einen solchen Betrag für einen Räuber zu opfern, und Tante Helen sagte, sie würde sich »totgrämen«, soviel Geld rausgeworfen zu haben – und was hätte der Trick dann noch für einen Sinn?

Damals habe ich schon mit dem Gedanken gespielt, ihnen die zwanzig Dollar selbst zu spendieren, um zu beweisen, daß ich recht hatte. Doch dann fragte ich mich, wozu der ganze Aufwand? Und wie ich mich jetzt in dem Laden umsehe, wird mir klar, daß selbst der Dümme kaum auf den Gedanken käme, hier gäbe es mehr zu

holen als das Geld für eine Busfahrkarte. Nein, der Laden ist allein durch seine Schäßigkeit schon bestens gesichert.

Der dunkelgraue Betonfußboden sieht noch genauso aus wie vor fünfundzwanzig Jahren, nur inzwischen auf Hochglanz poliert durch die Abnutzung. Die Theke ist noch mit demselben alten Papier bezogen, grün-weißes Bambusgitter an den Seiten und eine vorgetäuschte Holzmaserung auf der Platte. Selbst das Telefon ist immer noch das alte, ein vorsintflutliches schwarzes Gerät mit einer runden Wählscheibe und einem ausgefransten Stoffkabel. Im Lauf der Zeit sind die grünlich-gelben Wände verblichen und fleckig geworden, und seit dem Erdbeben im Jahre 1989 von unzähligen Rissen durchzogen.

»Hau, hau«, höre ich meine Mutter jetzt sagen. Anscheinend ist es doch noch zu einer Einigung mit dem Lieferanten gekommen. Schließlich knallt sie den Hörer auf die Gabel. Obgleich wir uns seit Weihnachten – also über einen Monat – nicht gesehen haben, geben wir uns keinen Begrüßungskuß, wie es bei Phils Eltern und Freunden üblich ist. Statt dessen kommt meine Mutter nur hinter der Theke vor und murmelt: »Stell dir mal vor, der Kerl versucht, mich zu betrügen! Wollte mir Zusatzgebühr für Eillieferung berechnen!« Sie zeigt auf einen Karton mit Drahtrollen, Zellophan und grünem Wachspapier. »Nicht meine Schuld, daß er letzte Woche nicht vorbeigekommen ist.«

»Wieviel hat er denn zusätzlich verlangt?« frage ich.

»Drei Dollar!« sagt sie empört. Ich kann mich nie genug darüber wundern, daß meine Mutter sich wegen ein paar lumpiger Dollar dermaßen aufregt.

»Wieso läßt du's nicht einfach gut sein? Wenn's doch bloß um drei Dollar geht...«

»Es geht mir gar nicht ums Geld!« ereifert sie sich. »Er bildet sich ein, er kann mich übers Ohr hauen! Letzten Monat hat er auch schon versucht, eine Zusatzgebühr zu fordern.« Doch als sie gerade ansetzt, mir in allen Einzelheiten von den Streitigkeiten des letzten Monats zu berichten, schauen zwei gutgekleidete, blonde Frauen zur Tür herein.

»Haben Sie geöffnet? Sprechen Sie englisch?« erkundigt sich eine von ihnen mit breitem texanischen Akzent.

Die Miene meiner Mutter hellt sich augenblicklich auf, und sie winkt die beiden Damen eifrig nickend herein.

»Ach, wir wollten Sie nicht weiter stören«, meint die andere. »Könnten Sie uns vielleicht sagen, wo es die Glücksplätzchen zu kaufen gibt?«

Noch ehe ich antworten kann, schüttelt meine Mutter abwehrend den Kopf und sagt: »Nix verstehen, nix sprechen englisch.«

»Was soll das?« frage ich sie, sobald die beiden den Laden verlassen haben. »Ich wußte gar nicht, daß du so touristenfeindlich bist.«

»Gar nicht touristenfeindlich«, entgegnet meine Mutter. »Aber die Frau in der Glücksplätzchenbäckerei, die war mal gemein zu mir. Warum soll ich ihr da zu einem guten Geschäft verhelfen?«

»Und wie läuft das Geschäft hier?« werfe ich eilig ein, um sie von der drohenden Tirade über die verhaßte Bäckerin abzulenken.

»Entsetzlich!« seufzt sie und deutet mit einer weiten Armbewegung auf ihr Inventar ringsumher. »So viel Arbeit – ich schufte mich noch zu Tode in dem Geschäft. Da schau, heute vormittag mußte ich all das hier ganz allein machen.«

Ich sehe mich um, kann aber keine aufwendigen Gestecke aus exotischen Blüten und Gräsern mit endlosen lateinischen Namen entdecken. Meine Mutter öffnet die Glastür eines Kühlfachs, das früher Bier- und Limonadeflaschen enthielt.

»Siehst du?« Sie zeigt auf ein Regal voll ordentlich zurechtgestutzter Anstecknelken, die pedantisch nach Farben sortiert in weißen, rosa und roten Reihen daliegen. Garantiert werden wir sie heute abend aufgenötigt bekommen.

»Und all die da auch«, sagt sie. Das mittlere Regal ist angefüllt mit Milchglasvasen, die jeweils eine Rosenknospe, einen mickrigen Farnzweig und einen Hauch Schleierkraut enthalten. Genau die Sorte von Blumenarrangement, die man Patienten mitbringt, deren Überlebenschancen noch nicht recht absehbar sind. Mein Vater bekam eine Menge davon, als er gerade in die Klinik eingeliefert worden war, und später dann wieder, kurz bevor er starb. »Sind sehr beliebt«, bemerkt meine Mutter.

»Die mußte ich auch alleine machen«, sagt sie und zeigt auf das untere Regal, wo ein halbes Dutzend kleiner Tischgestecke liegt. »Ein paar für heute abend, ein paar für großes Abschiedsessen«,

erklärt sie und ergänzt dann, weil ich vielleicht nicht beeindruckt genug dreinschaue, »für Vizedirektor bei Wells Fargo.«

Sie führt mich herum, um mir das Ergebnis ihrer Bemühungen im übrigen Teil des Ladens zu zeigen. Entlang der Wände sind etliche große Trauerkränze auf Staffeleien aufgestellt. »Ah?« fragt meine Mutter erwartungsvoll. Ich habe Trauerkränze schon immer fürchterlich deprimierend gefunden, wie dekorative Rettungsringe, die zu spät ausgeworfen wurden.

»Sehr hübsch«, antworte ich pflichtgemäß.

Zum Schluß präsentiert sie mir noch das Werk, dem ihr ganz besonderer Stolz gilt. Vorne im Schaufenster, an dem einzigen Platz, wo ein wenig dämmeriges Tageslicht hereinfällt, stehen ihre »lange haltbaren Angebote«, wie sie es nennt – Philodendrons, Gummibäume, Sanseverias und Miniatur-Mandarinensämlinge. All diese Topfpflanzen sind mit breiten roten Bändern geschmückt, die Gratulationssprüche zu dieser oder jener Gelegenheit tragen.

Meine Mutter war schon immer sehr stolz auf diese roten Glückwunschbanner. Sie beschriftet sie nicht etwa nur mit den herkömmlichen Redensarten wie »Viel Glück« oder »Gutes Gelingen und langes Leben«, sondern vermittelt in den sorgfältig aufgemalten goldenen chinesischen Zeichen ihre höchstpersönlichen Gedanken über Leben und Tod, Glück und Hoffnung: »Erstklassiges Leben für Ihr Erstgeborenes«, »Doppeltes Hochzeitsglück verdreifacht Familiensegen«, »Geld duftet süß in Ihrem neuen Restaurant«, »Gesundheit kehrt bald wieder, Hoffnung hält an«.

Meine Mutter ist überzeugt, daß sie diesen Bannern den beständigen Erfolg ihres Blumengeschäfts verdankt, wobei sie den Erfolg wohl vor allem in der Tatsache sieht, daß sie seit fünfundzwanzig Jahren eine feste Stammkundschaft hat. Doch mittlerweile besteht der Hauptanteil ihrer Kundschaft nicht mehr aus schüchternen Brautpaaren, sondern aus Kranken, Alten und Toten.

Mit einem schalkhaften Lächeln zupft sie mich am Ärmel: »Jetzt zeige ich dir den Kranz, den ich für dich gemacht habe.«

Ich zucke erschrocken zusammen, doch dann begreife ich, was sie damit meint. Sie öffnet eine Tür an der Rückseite des Ladens und führt mich in eine gruftartige, finstere Kammer, in der es beäugend nach Blumen riecht. Einen Moment lang tastet meine

Mutter im Dunkeln nach der Strippe, die als Lichtschalter dient, dann leuchtet plötzlich eine nackte, hoch oben an der Decke baumelnde Glühbirne auf. Unvermittelt bietet sich mir ein schauerlich schöner Anblick – lange Reihen schimmernder Trauerkränze aus weißen Gardenien und gelben Chrysanthemen, die mit ihren herabhängenden roten Schleifen wie ein einheitlich gewandeter Trupp himmlischer Heerscharen aussehen.

Mit Bestürzung wird mir bewußt, wieviel harte Arbeit in diesen Unmengen von Kränzen steckt. Ich stelle mir vor, wie sie sich mit ihren kleinen, schrumpeligen Händen daran abmüht, hastig die vorstehenden Stengel kappt, lose Blätter herauszieht, spitze Drahtenden umbiegt und jede Blume an ihrem Platz feststeckt.

»Dieser da.« Sie zeigt auf einen Kranz in der Mitte der ersten Reihe. Er unterscheidet sich in nichts von den anderen. »Dieser da ist deiner. Ich habe die Wünsche selbst geschrieben.«

»Und was steht da drauf?« will ich wissen.

Langsam fährt sie mit dem Zeigefinger das rote Band hinunter, während sie die Schriftzeichen in einem feierlichen Chinesisch vorliest, das ich nicht verstehe. Dann übersetzt sie es mir: »Lebwohl, Großtante, im Himmel wohnt das Glück. Von Deiner Lieblingsnichte Pearl Louie Brandt und Ehemann.«

»Ach, übrigens, das hätte ich fast vergessen.« Ich reiche ihr das Bündel vom Sam Fook Laden. »Das hat Mr. Hong mir für dich mitgegeben.«

Meine Mutter schneidet das Band durch und wickelt das Päckchen aus. Es enthält etwa ein Dutzend kleiner Beutel mit Geistergeld, das angeblich dazu dient, Großtante Du im chinesischen Himmel den Weg zu ebnen.

»Ich wußte gar nicht, daß du auch an so was glaubst«, sage ich.

»Was heißt schon glauben«, erwidert meine Mutter gereizt. »Das ist Respekt.« Und dann fügt sie in sanfterem Ton hinzu: »Ich habe hier hundert Millionen Dollar. Ai! Sie war eine gute Frau.«

\*

»Auf in den Kampf«, sage ich und atme tief durch, während wir die Treppe zum Festsaal hochsteigen.

»Pearl! Phil! Da seid ihr ja!« Meine Kusine Mary kommt strah-

lend auf uns zugesteuert. Seit sie mit Doug vor zwei Jahren nach Los Angeles gezogen ist, habe ich sie nicht mehr gesehen. Wir bleiben stehen und warten, bis sie sich durch die Menge der versammelten Gäste zu uns durchgedrängt hat. Sie stürzt auf uns zu, gibt mir einen Kuß und verreibt lachend ihren Lippenstiftabdruck auf meiner Wange.

»Du siehst fabelhaft aus!« sagt sie zu mir und schaut dann Phil an.  
»Nein wirklich, alle beide, einfach großartig!«

Mary dürfte jetzt einundvierzig sein, ein Jahr älter als ich. Sie hat sich mit dickem Make-up und falschen Wimpern herausgeputzt, und ihr Haar ist zu einem bauschigen Lockenschopf hochtoupirt. Um den Hals trägt sie eine Silberfuchsstola, die ihr ständig von den Schultern rutscht. Während sie den Pelz zum dritten Mal zurechtrückt, bemerkt sie lässig: »Dies dumme Ding hat Doug mir zu Weihnachten geschenkt, schrecklich umständlich zu tragen.« Ich frage mich, wieso sie sich dann trotzdem den Umstand macht, obwohl das Restaurant doch gut geheizt ist. Aber das ist eben typisch Mary, die als älteste Tochter von zwei Familien immer besonderen Wert darauf legt, am erfolgreichsten auszusehen.

»Jennifer, Michael!« ruft sie mit einem herrischen Fingerschnippen. »Kommt her und sagt eurer Tante und eurem Onkel guten Tag.« Sie schiebt ihre beiden halbwüchsigen Sprößlinge vorwärts und gräbt ihnen die Finger in die Schultern: »Nun? Wird's bald?« Die beiden sehen uns mürrisch an und bedenken uns mit einem brummelnden Kopfnicken.

Jennifer hat sich zu einem Pummelchen entwickelt, und ihre kleinen, schwarz umrandeten Augen haben einen harten Blick. Die Haare am Oberkopf trägt sie zu einer stacheligen Igelfrisur hochgekämmt, während die hinteren Strähnen ihr dünn und schlaff den Rücken herunterhängen. Sie sieht aus, als wäre sie mit Elektroschocks traktiert worden. Michaels Züge scheinen sich allmählich nach allen Richtungen in die Länge auszuwachsen, und sein Kinn ist mit Pickeln übersät. Von kindlicher Niedlichkeit keine Spur mehr – ob das wohl auch mal Tessa und Cleo passieren wird? Ob sie mir dann auch so abstoßend vorkommen?

»Du siehst ja selbst, wie sie sind«, sagt Mary entschuldigend.  
»Jennifer hat gerade zu Weihnachten ihre ersten Nylonstrümpfe

und Stöckelschuhe bekommen. Sie ist jetzt schon so selbstbewußt – gar nicht mehr Mamis kleines Mädchen.«

»Ach, Mutter!« faucht Jennifer, entwindet sich Marys Griff und verschwindet in der Menge. Michael heftet sich an ihre Fersen.

»Habt ihr gesehen, daß Michael schon fast so groß wie Doug ist?« sagt Mary stolz und folgt ihrem Sohn mit den Blicken. »Er spielt jetzt in der Juniormannschaft vom Baseballclub mit, und sein Trainer sagt, er ist der beste Läufer vom ganzen Team. Ich weiß gar nicht, wo er diese sportliche Begabung herhat – von mir jedenfalls nicht! Jedesmal wenn ich joggen gehe, komme ich als Krüppel zurück«, lacht sie. Doch als ihr bewußt wird, was sie da gerade gesagt hat, gefriert ihr das Lächeln im Gesicht, und sie schaut angestrengt in die Menge. »Oh, da sind ja Dougs Eltern! Ich muß sie mal schnell begrüßen gehen.«

Phil greift wortlos nach meiner Hand. Er weiß genau, wie sehr mich ihre Bosheiten jedesmal treffen. »Vergiß es doch einfach«, sagt er schließlich beschwichtigend.

»Nichts lieber als das«, zische ich zurück, »wenn *sie's* nur könnte! Aber so was macht sie ja *immer!*«

Als Phil und ich heirateten, waren Mary und Doug unsere Trauzeugen, da wir uns über sie kennengelernt hatten. Sie waren auch die ersten, die von meiner Schwangerschaft erfuhren, als ich Tessa erwartete. Und vor etwa sieben Jahren war es Mary, die mich zu Aerobic-Kursen überredete, weil ich mich über ständige Müdigkeit beklagte. Als dann noch unerklärliche Schwächesymptome in meinem linken Bein auftraten, schlug Phil mir vor, Doug zu konsultieren, der damals als Orthopäde in einer Unfallklinik arbeitete.

Einige Monate später sagte mir Doug, das Problem sei wohl nicht orthopädischer Natur, worauf ich sofort von Panik ergriffen wurde und dachte, er meine Knochenkrebs. Doch er versicherte, er habe nur sagen wollen, daß er sich in meinem Fall nicht kompetent genug fühle. Also überwies er mich an den besten Neurologen im städtischen Krankenhaus von San Francisco. Nach endlosen Tests – nachdem ich mir schon eingeredet hatte, die Müdigkeit käme vom Rauchen und die Schwäche im Bein vom Ischiasnerv – eröffnete mir der Studienfreund, ich hätte Multiple Sklerose.



Mary hatte zuerst hysterisch losgeheult und dann versucht, mich zu trösten, was alles nur noch schlimmer machte. Eine Zeitlang kam sie regelmäßig mit selbstgekochten Gerichten nach »sagenhaften Rezepten« an, auf die sie »ganz zufällig gestoßen« war, bis ich mir diese milden Gaben verbat. Und später verbreitete sie sich immer wieder darüber, daß mein Fall ja, Dougs Studienfreund zufolge, »noch sehr mild« sei – ganz so, als ob es ums Wetter ginge –, daß meine Lebenserwartung dadurch nicht herabgesetzt sei, daß ich selbst mit siebzig noch in der Lage sein würde, mit Bravour meinen Golfschläger zu schwingen, obwohl ich mich natürlich vor jedem vermeidbaren physischen und psychischen Streß in acht nehmen müsse.

»Also ist doch eigentlich alles genau wie früher«, betonte sie eine Spur zu munter. »Außer daß Phil jetzt natürlich viel netter zu dir sein muß. Und dagegen läßt sich ja nichts einwenden!«

»Ich spiele nicht Golf«, sagte ich darauf nur.

»Ich werd's dir schon beibringen!« meinte sie zuversichtlich.

Selbstverständlich versuchte Mary nur, sich mitfühlend zu zeigen. Ich gebe zu, daß unsere Entfremdung mehr von mir ausging. Ich habe ihr nie direkt gesagt, wie sehr ihre wohlmeinenden Gesten mich verletzten. Also konnte sie auch nicht wissen, daß ihre Trostversuche überflüssig waren. Ich wollte nicht mit selbstgekochten Leckerbissen verwöhnt werden. Freundlichkeit war doch nichts als Kompensation. Freundlichkeit brachte mir nichts als die ständige Erinnerung daran, daß mein Leben sich unwiderruflich geändert hatte und sich Tag für Tag weiter änderte, daß man von mir erwartete, das alles tapfer zu verkraften und innerlich gestärkt aus der Prüfung hervorzugehen. Damit wollte ich nichts zu tun haben. Ich wollte nur wieder dasselbe Alltagsleben führen wie die meisten anderen auch, mir die üblichen, trivialen Sorgen um die Ausbildung meiner Töchter machen, aber nicht darüber nachgrübeln, ob ich bei ihrem Schulabschluß überhaupt noch am Leben sein würde; ich wollte mich freuen können, wenn ich fünf Pfund abgenommen hatte, ohne befürchten zu müssen, schon an Muskelschwund zu leiden. Ich wollte nur, was inzwischen unmöglich war: das Ganze vergessen.

Ich nahm es Doug und seinem Studienfreund übel, daß sie Mary

von meiner Krankheit erzählt hatten. Und da sie nun schon mal eingeweiht war, mußte sie eigentlich auch wissen, daß es bei diesem Leiden keine zuverlässige Prognose gibt. Die Remission konnte noch zehn, zwanzig, dreißig, sogar vierzig Jahre andauern, doch genausogut konnte die Krankheit von heute auf morgen zuschlagen und sich lawinenartig fortentwickeln, bis ich mich plötzlich im Rollstuhl wiederfand – oder noch schlimmer.

Ich wußte, daß sich Mary darüber im klaren war, denn ich fing oft einen prüfenden Seitenblick von ihr auf, wenn wir zufällig an einem Behinderten vorbeikamen. Einmal brach sie in nervöses Gekicher aus, als sie zu spät bemerkte, daß sie gerade in eine speziell gekennzeichnete Parklücke für Behinderte einschwenkte. »Hoppla!« rief sie und legte hastig den Rückwärtsgang ein. »Das brauchen wir ja nun wirklich nicht!«

Am Anfang hatten Phil und ich uns vorgenommen, so normal wie möglich weiterzuleben. »So normal wie möglich« – was für eine hohle Beschwörungsformel! Wenn ich aus Versehen über ein liegengelassenes Spielzeug stolperte, verbrachte ich anschließend zehn Minuten damit, mich bei Tessa für mein unbeherrschtes Brüllen zu entschuldigen, und dann noch eine geschlagene Stunde mit Überlegungen, ob eine »normale« Person auch so leicht gestolpert wäre. Und als wir mal einen Ausflug an den Strand machten, um uns ein bißchen abzulenken, litt ich statt dessen die ganze Zeit unter morbiden Visionen. Ich sah die Wellen Stück für Stück den Strand verschlingen und quälte Phil mit unsinnigen Überlegungen, ob ich eines Tage so schlaff wie ein Stück Seetang oder so steif wie eine angeschwemmte Krabbe enden würde.

Phil zog inzwischen seine alten Lehrbücher und jeden medizinischen Artikel zu Rate, den er zu dem Thema auftreiben konnte, nur um schließlich deprimiert festzustellen, daß auch sein ganzes Fachwissen ihm zu keiner besseren Einsicht in diese Krankheit verhalf, die nur als »ohne gesicherte Ätiologie«, »höchst verschiedenartig«, »unvorhersehbar« und »ohne spezifische Behandlungsmethode« gekennzeichnet war. Er nahm an Kongressen über neurologische Störungen teil. Er ging mit mir zu einer MS-Selbsthilfegruppe, doch beim Anblick der Rollstühle machten wir auf dem Absatz kehrt. Jede Woche unterzog er mich einer sogenannten »Sicher-

heitskontrolle«, bei der er meine Reflexe und die Funktionstüchtigkeit meiner Gliedmaßen überprüfte. Wir zogen sogar in ein Haus mit Swimmingpool um, damit ich täglich meine Muskeln trainieren konnte. Keiner von uns verlor ein Wort über die Tatsache, daß es sich um einen Bungalow mit wenig Stufen und breitem Flur handelte, der sich im Ernstfall als rollstuhlgerecht erweisen würde.

Wir gewöhnten uns eine spezielle Code-Sprache an, fast wie Mitglieder eines Geheimbundes, während wir unablässig nach einem Heilmittel forschten oder wenigstens nach Symptomen, die zuverlässige Rückschlüsse erlaubten – eben nach irgendeiner Rettung vor der ständigen, nagenden Sorge. Und schließlich ließen wir die Zukunft ganz aus dem Spiel und sprachen weder über die düsteren Perspektiven noch über unsere vagen Hoffnungen. Wir hielten uns auch nicht lange mit müßigen Spekulationen auf, ob die Krankheit wohl auf einen Virus oder auf Erbanlagen zurückzuführen sei. Wir konzentrierten uns nur noch auf das Hier und Jetzt, auf die kleinen Siege über die banalen Irritationen des Alltags – Tessa aus den Windeln zu kriegen, einen Fehler in der Kreditkartenabrechnung zu beheben, herauszufinden, warum der Motor jedesmal ins Stottern kam, wenn man den dritten Gang einlegte. Das waren die Konstanten, an die wir uns hielten, die wenigen Dinge, die wir zwischen all den Unwägbarkeiten noch selbst bestimmen konnten.

Also kann ich es Phil auch nicht übelnehmen, daß er so tut, als sei alles in Ordnung. Ich selbst hatte ja darauf bestanden. Und nun kann ich ihm nicht mehr sagen, wie mir tatsächlich zumute ist. Ich weiß nur, daß mich jeden Morgen beim Aufwachen von neuem die Angst überfällt, irgend etwas könnte sich über Nacht verschlimmert haben. An manchen Tagen verfall ich in zwanghafte Zustände, wenn ich etwas verliere, einen Knopf zum Beispiel, und bilde mir ein, mein Leben würde erst wieder normal verlaufen, wenn ich ihn wiedergefunden hätte. An manchen Tagen kommt Phil mir wie der rücksichtsloseste Mensch der Welt vor, nur weil er vergessen hat, irgendeine Kleinigkeit einzukaufen. An manchen Tagen sortiere ich die Wäsche in der Kommodenschublade penibel nach Farben um, als ob das irgend etwas änderte. Das sind die schlechten Tage.

An guten Tagen erinnere ich mich daran, daß ich ja noch Glück

habe – an einem neuen Maßstab gemessen. In den letzten sieben Jahren hatte ich nur einen größeren »Schub«, der bewirkt hat, daß ich seitdem leichter das Gleichgewicht verliere, besonders wenn ich aufgeregt oder in Eile bin. Aber ich kann immerhin noch laufen. Ich trage noch immer den Müll hinaus. Und manchmal *kann* ich sogar vergessen, ein paar Stunden, ja fast einen ganzen Tag lang. Natürlich ist es dann immer besonders schlimm, wenn ich mich – oft ganz unversehens – wieder darauf besinne, daß ich eigentlich in einer Vorhölle lebe, die Remission heißt.

Dieses labile Gleichgewicht droht jedesmal ins Kippen zu geraten, wenn ich meine Mutter treffe. Denn dann kommen auch noch die Selbstvorwürfe hinzu, darüber, daß ich ihr meine furchtbare Krankheit bisher verschwiegen habe.

Ich hatte ja vor, es ihr zu sagen. Mehrmals war ich schon drauf und dran, mit der Sprache rauszurücken. Gleich nach der Diagnose hatte ich den ersten Vorstoß gewagt: »Ma, ich hab' dir doch mal von den leichten Beschwerden mit meinem Bein erzählt. Zum Glück hat sich jetzt herausgestellt, daß es sich *nicht* um Krebs handelt, sondern...«

Doch schon hatte sie mich unterbrochen und von einem ihrer Kunden angefangen, der gerade an Krebs gestorben war: wie lange er hatte leiden müssen, wie viele Kränze die Familie bestellt hatte. »Vor langer Zeit hab' ich schon dunklen Fleck auf seinem Gesicht bemerkt«, meinte sie. »Geh zum Doktor, hab' ich gesagt. Kein Problem, sagt er, bloß Altersfleck – und hat nichts dagegen getan. Als er starb, waren Nase und Wange schon ganz zerfressen!« Und dann warnte sie mich streng: »Darum kannst du gar nicht vorsichtig genug sein!«

Als Cleo ohne jegliche Komplikationen geboren wurde, machte ich einen neuen Anlauf, es meiner Mutter zu sagen. Aber sie ließ mich wieder nicht zu Wort kommen und erging sich sofort in Klagen, wie schade es sei, daß mein Vater seine Enkelkinder nicht mehr erlebt habe, worauf der übliche, endlose Monolog über die Ungerechtigkeit des Schicksals folgte.

Mein Vater war an Magenkrebs gestorben, als ich vierzehn war. Jahrelang grübelte meine Mutter daraufhin über die Ursachen die-

ser Tragödie nach, als könnte sie das Geschehene damit rückgängig machen.

»Er war so ein guter Mensch!« lamentierte sie ständig. »Warum mußte er dann sterben?« Manchmal berief sie sich auch auf Gottes Willen, aber in einer recht eigenwilligen Interpretation: Sie behauptete, es könne nur daran gelegen haben, daß mein Vater Hilfspfarrer gewesen war. »Er mußte sich immer Sorgen von anderen Leuten anhören«, meinte sie. »Er hat all die Sorgen geschluckt, bis sie ihn krank gemacht haben. Ai! *Ying-gai* ihm anderen Job gefunden!«

*Ying-gai* sagte sie immer, wenn sie meinte »hätte ich doch«. *Ying-gai* bedeutete, daß sie das Schicksal hätte abwenden, das Unglück hätte vermeiden können. Für mich bedeutete *Ying-gai* vor allem, daß meine Mutter in ständiger Reue lebte, die von der Zeit nicht zu tilgen war.

Im Gegenteil, die Reue nahm womöglich noch zu, je mehr sie nach weiteren Ursachen für den Tod meines Vaters suchte. Einmal führte sie sogar ihre eigene Version umweltbedingter Einflüsse an – daß der Elektriker, der damals neue Kabel in unserer Küche legte, krank gewesen sei. »Er hat diese Krankheit in unser Haus eingebaut«, erklärte sie. »Ist wirklich wahr! Ich hab' gerade erfahren, daß der Elektriker gestorben ist – und zwar auch an Krebs! *Ying-gai* jemand anderen genommen!«

Außerdem hing sie einem Aberglauben an, den ich im stillen ihre Theorie der Neun Schicksalsschläge nannte. Sie habe einmal gehört, sagte sie, daß jeder Mensch unweigerlich sterben müsse, nachdem ihm acht Schicksalsschläge zugestoßen seien. Wenn man den achten nicht rechtzeitig kommen sehe und verhindern könne, sei der neunte immer fatal. Und dann zermarterte sie sich das Gehirn, was die acht vorhergehenden wohl gewesen sein mochten und wie es ihr hätte gelingen können, sie früh genug zu erkennen.

Es brachte mich immer auf die Palme, ihre verworrenen Hypothesen anzuhören, in denen die Religion, die Medizin und der Aberglaube sich mit ihren persönlichen Überzeugungen mischten. Vom Prinzip der Ursache und Wirkung hält sie nicht viel; in ihren Augen ist das nur eine billige Erklärung für alle möglichen Tragödien. Meiner Mutter zufolge geschieht *nichts* zufällig. Sie ist wie eine chinesische Version von Freud, nur noch schlimmer. Alles

muß einen tieferen Grund haben. Alles hätte verhindert werden können. Das letzte Mal, als ich sie besuchte, warf ich zum Beispiel aus Versehen ein gerahmtes Foto meines Vaters um und zerbrach das Glas. Meine Mutter hob die Scherben auf und jammerte: »Warum ist das passiert?« Ich hielt es erst für eine rein rhetorische Frage, bis sie von mir wissen wollte: »Verstehst du das?«

»Es war ein Unfall, weiter nichts«, sagte ich. »Ich bin mit dem Ellbogen dagegen gestoßen.« Und natürlich brachte ihre Frage mich gleich dazu, besorgt zu überlegen, ob meine Ungeschicklichkeit nicht schon als Symptom einer Verschlechterung zu deuten sei.

»Warum gerade dieses Foto?« murmelte sie vor sich hin.

Also kam ich nie dazu, es ihr zu sagen. In erster Linie wollte ich mir wohl vor allem ihre Theorien über meine Krankheit ersparen, die langatmigen Spekulationen über mögliche Ursachen, und was sie alles hätte tun sollen, um das Übel zu verhindern. Ich wollte nicht ständig von ihr daran erinnert werden.

Und nachdem nun schon so viel Zeit verstrichen ist, scheint die Krankheit noch zehnmal schlimmer durch die Tatsache, daß ich es ihr noch immer nicht gesagt habe. Ich muß jedesmal daran denken, wenn ich sie sehe oder mit ihr telefoniere.

Mary weiß das ganz genau, und deshalb bin ich auch so sauer auf sie – nicht, weil sie es so ostentativ vermeidet, meine Krankheit zu erwähnen. Ich nehme es ihr übel, daß sie es *ihrer* Mutter gesagt hat, meiner Tante Helen.

»Ich mußte es ihr einfach sagen«, erklärte sie unbekümmert. »Ständig hat sie mir in den Ohren gelegen, sag Pearl, sie soll ihre Mutter öfter besuchen, es ist doch nur eine Stunde Fahrt. Sag Pearl, sie soll ihre Mutter zu sich nehmen, dann ist die arme Frau nicht mehr so einsam. Schließlich habe ich meiner Mutter gesagt, daß ich dir unmöglich mit solchen Vorschlägen kommen kann. Und sie wollte natürlich wissen, warum.« Mary zuckte die Achseln. »Du kennst ja meine Mutter. Der kann man nichts vormachen. Aber natürlich mußte sie mir hoch und heilig schwören, es deiner Mutter nicht weiterzusagen, da du es ihr zu gegebener Zeit selber sagen wolltest.«

»Ich kann jederzeit hinfahren«, gab ich zurück. »Aber das ist nicht der Grund, weshalb ich ihr nie vorgeschlagen habe, bei mir zu

wohnen.« Dann warf ich ihr einen wütenden Blick zu: »Wie konntest du mir das antun!«

»Sie wird ganz sicher den Mund halten«, verteidigte sich Mary, »schließlich hat sie's ja versprochen. Und außerdem«, setzte sie ein wenig trotzig hinzu, »hättest du es deiner Mutter wirklich längst sagen sollen.«

Es kam zwar nicht zu einem richtigen Krach, aber dennoch kühlte sich unsere Freundschaft merklich ab. Mary wußte sehr wohl, daß sie mir kaum einen schlimmeren Bärenienst hätte erweisen können. Sie hat es nämlich schon einmal getan, vor neun Jahren, als ich ihr anvertraute, daß ich schwanger war. Meine erste Schwangerschaft hatte leider schon bald mit einer Fehlgeburt geendet, worauf meine Mutter mir prompt mit ihren unvermeidlichen Tiraden kam – ich solle nicht so viel Kaffee trinken, das Joggen sei schuld, und überhaupt solle Phil darauf achten, daß ich mehr äße. So beschloß ich beim nächsten Mal, lieber erst abzuwarten, bis ich im vierten Monat war, bevor ich es ihr sagte. Aber im dritten Monat machte ich den Fehler, es Mary anzuvertrauen, die nichts Eiligeres zu tun hatte, als ihre Mutter einzuweihen. Und Tante Helen erzählte es meiner Mutter zwar nicht direkt weiter, doch als meine Mutter den Kwongs stolz die große Neuigkeit verkündete, zeigte Tante Helen ihr sofort den kleinen gelben Pullover, den sie schon für das Baby gestrickt hatte.

Die Klagen, die ich darauf zu hören bekam, nahmen überhaupt kein Ende mehr, selbst nachdem Tessa schon geboren war. »Wie konntest du es nur den Kwongs sagen, und nicht deiner eigenen Mutter?« jammerte sie immer wieder. Je länger sie darüber brütete, desto mehr ärgerte sie sich und warf mir dann vor, sie absichtlich lächerlich gemacht zu haben: »Hnh! Tante Helen hat ja sooo überascht, sooo unschuldig getan! ›Ach, der Pulli war eigentlich gar nicht für Pearls Baby gedächt«, hat sie behauptet, ›ich hab' ihn nur so auf gut Glück gestrickt.«

Bisher hat Tante Helen die Nachricht von meiner Krankheit noch für sich behalten. Was sie allerdings nicht davon abhielt, mich wie einen Invaliden zu behandeln. Jedesmal wenn ich sie besuchte, nötigte sie mich sofort, mich hinzusetzen, und stopfte mir fürsorglich ein Kissen in den Rücken. Sie tätschelte mir den Arm, erkun-

digte sich nach meinem Befinden und versicherte mir, daß sie mich immer als eine Tochter angesehen habe. Und dann seufzte sie und erzählte mir irgendwelche schlechten Nachrichten, wie um das auszugleichen, was sie über mich wußte.

»Dein armer Onkel Henry, den hat's letzten Monat schwer gebeutelt«, sagte sie zum Beispiel. »So viele Sparmaßnahmen zur Zeit! Wer weiß, wo das noch hinführen soll? Aber sag's nicht deiner Mutter. Ich möchte nicht, daß sie sich Sorgen wegen uns macht.«

Worauf *ich* mir dann Sorgen machte, ob Tante Helen ihre kleinen Geständnisse womöglich als eine Art Abschlagszahlung verstand, die mich dafür entschädigen sollte, daß sie sich irgendwann meiner Mutter gegenüber verplappern würde: »Oje, Winnie, ich dachte, du wüßtest, was deine Tochter hat!«

So befürchtete ich ständig, daß meine Mutter mich eines Tages anrufen würde, um mir auf hundert verschiedene Weisen vorzuwerfen: »Wieso hat Tante Helen es schon gewußt? Warum hast du es mir nie gesagt? Warum hast du es mich nicht verhindern lassen?«

Und was könnte ich ihr darauf wohl antworten?

Bei dem Festessen sitzen wir am »Kindertisch«, nur daß die »Kinder« mittlerweile schon in den Dreißigern oder Vierzigern sind. Die richtigen Kinder – Tessa und Cleo – sitzen bei meiner Mutter.

Unter den Anwesenden ist Phil heute abend der einzige Nicht-Chinese. Bao-baos zwei frühere Ehefrauen waren auch »Amerikanerinnen«, was Tante Helen immer so betonte, als handele es sich dabei um eine bestimmte Rassenzugehörigkeit. Sie ist sicher hocherfreut, daß Bao-baos neue Auserwählte, Mimi Wong, nicht nur Chinesin ist, sondern obendrein aus einer wohlhabenden Familie stammt, die drei Reisebüros besitzt.

»Sie sieht irgendwie japanisch aus«, zischelte meine Mutter, nachdem wir Mimi vorgestellt worden waren. Ich weiß nicht recht, was sie damit meinte. Für mich sieht Mimi schlicht unheimlich aus, vor allem unheimlich jung. Sie kann nicht viel älter als zwanzig sein, schätze ich, was allerdings auch an ihren orangegefärbten Haaren und dem Ring in ihrem Nasenflügel liegen mag. Soviel ich gehört habe, ist sie Frisörlehrling in einem flippigen Salon. Meine Mutter behauptet allerdings, daß sie dort nicht viel



mehr zu tun hat, als den Leuten die Haare zu waschen und den Boden zu fegen.

Bao-bao hat sich ein neues Styling zugelegt, seit ich ihn das letzte Mal gesehen habe. Sein Haar ist mit Pomade zurückgekämmt, und unter dem schillernden schwarzen Anzug trägt er ein schwarzes T-Shirt. Während er Mimi mit den übrigen Gästen bekannt macht, starre ich fasziniert auf ihren Nasenring. Wie kommt sie damit wohl zurecht, wenn sie einen Schnupfen hat?

»Na, wie geht's meinem Lieblingskusinchen?« fragt Bao-bao mich über den Tisch hinweg und prostet mir mit seinem Champagnerglas zu. »Gut schaust du aus. Gefällt mir, der Haarschnitt, schön kurz. Mimi, wie findest du Pearls Frisur? Gut, was?« Er versteht sich darauf, mit leichter Hand Komplimente zu verteilen. Ich frage mich manchmal, ob ich ihn besser leiden könnte, wenn ich nicht schon so viel über ihn wüßte.

»Hey, Phil, alter Junge«, ruft Bao-bao gutgelaunt, während er uns Champagner nachschenkt. »Wie ich sehe, hast du inzwischen ein paar Pfund zugenommen. Das gute Leben hinterläßt seine Spuren, wie? Vielleicht kannst du dir jetzt auch allmählich die neue Anlage leisten, die ich dir empfohlen habe – 'ne satte Menge Dezibel pro Dollar!« Bao-bao verkauft Stereoanlagen und Fernseher. Er ist sehr geschickt darin, den Leuten einzureden, daß sie das Qualitätsbewußtsein besitzen, zwischen einem Standardmodell und der fünfhundert Dollar teureren Luxusausführung zu unterscheiden. Wie Phil einmal sagte, wäre er sogar imstande, den Schiiten Bibeln aufzuschwatzen.

Hinter uns, am »Erwachsenentisch«, sitzt ein Mann namens Loy Fong, den wir »Onkel Loy« nennen. Er dreht sich zu uns herum und prostet uns mit Gingerale im Plastikbecher zu. »Ganz schön praktisch für Mimi«, meint er. »Sie braucht bloß ein K vor ihren Namen zu setzen, um einen Mann zu kriegen! Aus Wong mach Kwong, haha!« Er lacht selbst am lautesten über seinen Witz und wendet sich dann zurück, um ihn für die anderen an seinem Tisch zu wiederholen. Neben ihm sitzt seine Frau, Edna Fong. Diese Leute gehen seit Jahren in dieselbe Kirche wie die Kwongs und unsere Familie, ohne zum engeren Freundeskreis zu zählen. Wahrscheinlich sind sie nur eingeladen worden, weil Edna Fong die Al-

tarblumen immer im Ding Ho Laden kauft, selbstverständlich mit zwanzig Prozent Rabatt.

Tante Helen sitzt am selben Tisch wie Loy und Edna Fong. Für den festlichen Anlaß hat sie sich in ein Kleid aus hellrosa Kunstseide gezwängt, das über ihrem rundlichen Bauch bereits Knitterfalten wirft. Jedesmal wenn sie den Arm nach der Teekanne ausstreckt, spannt der Stoff in den Achselhöhlen, und ich frage mich im stillen, welche Naht wohl als erste aufplatzen wird. Ihr dünnes Haar ist in eine frische Dauerwelle gelegt, wohl in der Hoffnung, es fülliger wirken zu lassen; tatsächlich sieht es aus wie eine Haube aus steifer Zuckerwatte, unter der die Kopfhaut durchschimmert.

Meine Mutter sitzt Tante Helen direkt gegenüber. Sie trägt ein neues blaues Kleid, das sie nicht nur selbst genäht, sondern auch selbst entworfen hat, und zwar »ohne Schnittbogen«, wie sie stolz betonte. Die schlichte A-Linie mit weiten Puffärmeln läßt ihre schwächliche Gestalt geradezu ausgemergelt erscheinen.

»Was für eine hübsche Seide«, sagt Edna Fong.

»Polyester«, verkündet meine Mutter strahlend. »Kann man in der Maschine waschen!« Cleo rutscht von ihrem Stuhl und klettert meiner Mutter auf den Schoß. »Ha-bu«, bettelt sie, »will auch mit Stäbchen essen.«

Meine Mutter tunkt ihre Stäbchen in eine Schale mit Hors d'oeuvres. »Das ist Tintenfisch«, erklärt sie und läßt ein glibberiges Stück Tentakel vor Cleos Mund baumeln. Wie ein junger Vogel sperrt meine Tochter den Schnabel auf und angelt sich den Happen.

»Schau, das magst du!« nickt meine Mutter anerkennend, während Cleo kaut und lächelt. »Als deine Mutter ein kleines Mädchen war, hat sie immer gesagt, schmeckt wie Radiergummi!«

»Jiiih!« quietscht Cleo und plärrt empört los, wobei der halbzerkaute Tintenfisch ihr aus dem Mund rinnt.

»Nicht weinen, nicht weinen«, versucht Tante Helen sie über den Tisch hinweg zu besänftigen. »Schau, da ist ein feines Stück Rindfleisch, mmmh! Schmeckt wie Hamburger von MacDonald's. Nimm nur, das magst du bestimmt.«

Mit einem letzten gekränkten Schluchzer greift Cleo nach dem Stück Fleisch und stopft es sich in den Mund. Meine Mutter sieht mit zusammengepreßten Lippen zur Seite.

Es tut mir so leid für sie, daß ihre Erinnerung und meine kindliche Vorliebe für gummiartige Sachen ihr wieder einmal übel mitgespielt haben. Ich muß plötzlich daran denken, wie oft Kinder es doch fertigbringen, ihre Mutter auf die unvorhersehbarste Weise zu verletzen.

Wie sich nach und nach herausstellt, verläuft der Abend noch viel schlimmer als erwartet. Während des ganzen Essens beobachte ich, wie meine Mutter und Tante Helen sich gegenseitig auf die Nerven gehen. Sie streiten sich auf chinesisches darüber, ob das Schweinefleisch zu salzig, das Huhn zu zäh, das Gemüse verkocht und das Muschelgericht zu knapp bemessen sei. Phil versucht höflich, sich mit meinem Vetter Frank zu unterhalten, der die ganze Zeit eine Zigarette nach der anderen raucht, was Phil auf den Tod nicht ausstehen kann. Alte Familienfreunde, die eigentlich keine richtigen Freunde sind, prostern einem Brautpaar zu, das in zwei Jahren sicher schon wieder geschieden sein wird. Mit starrem Lächeln höre ich mir an, was Mary und Doug an mich hin plappern, als wären wir immer noch die besten Freunde.

Doch die meiste Zeit schaue ich zu meiner Mutter am Nebentisch hinüber und fühle mich genauso einsam, wie sie mir dort vorkommt. Ich denke über die unüberbrückbare Distanz zwischen uns nach, die es uns verwehrt, uns die wichtigsten Dinge in unserem Leben mitzuteilen. Wie ist es nur so weit gekommen?

Auf einmal erscheint mir alles – die Blumenarrangements auf den Plastikdecken, die Erinnerungen meiner Mutter an meine Kindheit, die ganze versammelte Familie – völlig unwirklich, und gleichzeitig auch traurig und nur allzu wahr. All diese bedeutungslosen Gesten, diese alten Mißverständnisse, diese ängstlich gehüteten Geheimnisse – warum halten wir sie immer noch aufrecht? Ich habe das Gefühl zu ersticken und möchte am liebsten weglaufen.

Jemand tippt mir auf die Schulter. Es ist Tante Helen.

»Noch nicht zu müde?« flüstert sie.

Ich schüttele den Kopf.

»Dann komm mit und hilf mir Kuchen schneiden.« Natürlich frage ich mich sofort, was für ein Geheimnis sie mir diesmal wieder anvertrauen will.

In der Küche schneidet Tante Helen den weißen Kuchen auf ei-

nem großen, rechteckigen Blech und legt die Stücke auf Pappteller. Sie leckt sich die Schlagsahne von den Fingern und drückt eine herabgefallene Erdbeere in die weiche Biskuitmasse zurück.

»Bester Kuchen in San Francisco«, bemerkt sie wohlgefällig. »Mary hat ihn bei Sun Chee an der Clementina Street gekauft. Du weißt doch, welche Bäckerei ich meine?«

Ich schüttele den Kopf und verteile weiter Plastikgabeln auf den Kuchentellern.

»Vielleicht weißt du aber schon was«, fährt sie in strengem Ton fort, »über *meine* Krankheit?« Sie hält im Kuchenschneiden inne und blickt mich erwartungsvoll an. Ich wundere mich nur stumm über ihren veränderten Tonfall, da ich keine Ahnung habe, worauf sie hinauswill.

»Na, macht auch nichts«, sagt sie säuerlich und wendet sich wieder dem Kuchenblech zu. »Ich weiß es jedenfalls.«

Und dann erzählt sie mir hier in der Küche, daß sie vor zwei Monaten zum Arzt mußte, weil sie vor ihrer Haustür auf den regennassen Stufen ausgerutscht war und sich am Geländer den Kopf gestoßen hatte. Meine Mutter, die gerade bei ihr war, hatte sie in die Ambulanz gebracht. Die Röntgenaufnahmen ergaben: kein Schädelbruch, keine Gehirnerschütterung – zum Glück nicht wie bei Tante Du –, dafür aber einen verdächtigen dunklen Fleck im Schädel, der weitere Tests erforderte.

»So hab' ich's dann erfahren«, sagt sie und tippt sich triumphierend an den Kopf. »Gott hat seinen Finger hier aufgelegt und mir verkündet: Zeit zu gehen. Ich habe einen Gehirntumor.«

Ich japse entsetzt auf, und Tante Helen beeilt sich hinzuzufügen: »Aber die Tests haben dann ergeben, daß er *gutartig* ist.« Sie betont das Wort, als handele es sich um eine besondere Auszeichnung. »Kein Problem, haben die Ärzte gesagt, keine Operation nötig.«

Ich seufze erleichtert, und sie fährt fort: »Deine Mutter hat gesagt: Hast du aber Glück, alles in Ordnung. Meine Kinder, dein Onkel Henry, alle haben gesagt: Du wirst noch steinalt. Aber was meinst du, was sagen sie tatsächlich?«

Ich schüttele perplex den Kopf.

»Schau mal, warum sagt Bao-bao plötzlich, er will heiraten? Warum sagt Mary, sie will mit der ganzen Familie herkommen?

Feiern wir doch ein schönes Familienfest, sagt sie. Und Frank läßt sich die Haare schneiden, ohne daß ich lange bitten und schimpfen muß.« Sie lächelt. »Sogar deine Mutter! Heute sagte sie im Laden: Geh nur, geh, du hast noch so viel für die Party vorzubereiten. Ich kann die Kränze auch allein machen. Warum schüttelst du den Kopf? Das ist wahr!«

Ihre Miene wird plötzlich ernst. »Da hab' ich mir gesagt, was soll das, warum sind sie auf einmal alle so nett zu mir? Meine Kinder haben plötzlich Achtung vor mir, wieso? Sie kommen mich besuchen, wieso? Mary nennt mich wieder Mami. Deine Mutter will die ganze Arbeit alleine machen. Und weißt du, wieso? Weil sie wissen, daß ich todkrank bin. Sie wollen es nicht zugeben, aber ich glaube, es wird wohl nicht mehr lange dauern.«

Ich stelle die Teller auf ein Tablett. »Aber Tante Helen, ich bin sicher, daß du dir wirklich keine Sorgen zu machen brauchst. Wenn sie sagen, es ist gutartig, dann heißt das doch...«

Sie hält gebieterisch die Hand hoch. »Mir brauchst du nichts vorzumachen. Ich habe keine Angst. Ich bin keine junge Frau mehr. Immerhin fast dreiundsiebzig.«

»Ich will dir ja gar nichts vormachen«, beharre ich. »Du wirst sicher noch lange nicht sterben.«

»Gut, gut, alle wollen mir die schlechte Botschaft verheimlichen. Sie wollen mich unbedingt schonen, bevor ich sterbe, na gut. Ich kann ja auch so tun, als ob ich nichts wüßte.«

Ich weiß nicht recht, was ich davon halten soll. Ist Tante Helen wirklich krank, oder bildet sie sich nur etwas ein? Daß alle sich ihr gegenüber plötzlich so anders verhalten, stimmt mich allerdings bedenklich. Es sähe den Kwongs ähnlich, hinter vorgehaltener Hand ein Geheimnis herumzutratschen und dann so zu tun, als wüßten sie von nichts.

»Mach dir mal keine Sorgen um mich«, sagt sie und tätschelt mir die Hand. »Ich hab's dir nicht erzählt, um dich zu beunruhigen. Aber du mußt verstehen, daß ich dein Geheimnis jetzt nicht länger für mich behalten kann.«

»Welches Geheimnis denn?«

Sie seufzt tief auf. »Pearl, Kindchen, die Bürde ist zu schwer für mich. Ich kann den Gedanken nicht länger ertragen, daß deine

Mutter es nicht weiß. Wie kann ich zum Himmel hochfliegen, wenn das so auf mir lastet? Nein, du mußt es deiner Mutter endlich sagen, Pearl, das mit deiner Multiplen Neurose.«

Ich bin zu bestürzt, um zu lachen oder sie zu verbessern. »Das ist bestimmt das beste«, fügt Tante Helen im Brustton der Überzeugung hinzu. »Wenn du es ihr nicht sagen kannst, dann muß ich es tun – noch vor dem chinesischen Neujahr.« Sie blickt mich mit entschlossener Miene an.

Ich möchte sie am liebsten schütteln und sie anschreien, mit dem Spielchen aufzuhören.

»Tante Helen, du weißt doch, daß ich's meiner Mutter nicht sagen kann. Du weißt doch, wie sie ist!«

»Natürlich«, erwidert sie trocken. »Ich kenne deine Mutter seit fünfzig Jahren. Daher weiß ich auch, daß die Zeit jetzt gekommen ist, es ihr zu sagen.«

»Aber warum denn gerade jetzt? Sie wird sich doch nur ärgern, daß wir es ihr so lange verheimlicht haben.«

Sie runzelt die Stirn. »Und du denkst nur dran, dir selbst den Ärger zu ersparen. Tz, tz, so was Egoistisches!«

»Nein, ich meine nur, es gibt noch keinen Grund, es ihr jetzt zu sagen. Mir geht's doch gut.«

»Glaubst du vielleicht, du kannst es ihr bis zu ihrem Tod verschweigen? Und wenn sie hundert wird, was machst du dann, ha?«

»Darum geht's gar nicht. Ich möchte nur vermeiden, daß sie sich Sorgen macht.«

»Sie hat ein Recht, sich Sorgen zu machen«, sagt Tante Helen streng. »Sie ist deine Mutter.«

»Aber sie braucht sich doch nicht unnötig um etwas zu sorgen, das gar kein Problem ist.«

»Darum solltest du es ihr jetzt sagen. Dann ist es kein Problem mehr.«

»Aber dann fragt sie sich bestimmt, warum wir bisher so ein Geheimnis daraus gemacht haben. Sie wird glauben, es ist schlimmer, als es wirklich ist.«

»Vielleicht hat sie ja auch ihre Geheimnisse«, antwortet Tante Helen und schmunzelt vielsagend in sich hinein. »Deine Mutter, o ja, die hat jede Menge Geheimnisse!«

Ich habe das alptraumhafte Gefühl, mich vergeblich jemandem verständlich machen zu wollen, der mich nicht hören kann. Vielleicht hat Tante Helen ja recht, vielleicht hat sie tatsächlich einen Gehirntumor, der schon dabei ist, ihr Gehirn zu zerstören. »Also gut«, gebe ich mich schließlich geschlagen. »Aber du darfst es ihr auf keinen Fall sagen. Ich werd's tun.«

Tante Helen schaut mich mißtrauisch an. »Versprochen?«

»Ja, versprochen«, murmele ich und weiß selbst nicht genau, ob es gelogen ist.

Sie streichelt mir die Schulter und zupft an meinem grünen Wollkleid. »Die Farbe steht dir gut, Pearl. Anh! Genug davon. Gehen wir wieder rein.« Sie hebt ächzend das Kuchentablett hoch.

»Laß mich das tragen«, sage ich schroff. Sie zögert, im Begriff abzuwehren, doch dann überläßt sie mir das Tablett, vielleicht aus Rücksicht auf ihre eigene Krankheit.

Das Abendessen ist vorbei, wir sind wieder zurück im Haus meiner Mutter. Nach dem üblichen Ritual von Gekicher, Gezänk und Geknatsche sind die Mädchen endlich eingeschlafen. Ich war schon drauf und dran, meine Mutter nach Tante Helens Gehirntumor zu fragen, habe es mir dann aber anders überlegt; dies ist nicht der richtige Augenblick, eine längere Diskussion über Krankheiten vom Zaun zu brechen. Ich bin völlig erschöpft. Nachdem ich das Angebot meiner Mutter, uns noch Tee, Nescafé oder Orangensaft zu bringen, dankend abgelehnt habe, stehe ich gähmend auf: »Ich muß jetzt ins Bett.« Phil beugt sich zu meiner Mutter hinab, um ihr einen Gutenachtkuß zu geben, zu dem sie ihm mit starr zur Seite gerecktem Kopf die Wange hinhält. Schließlich ziehen wir uns aufatmend in unser Zimmer zurück.

»Habt ihr auch eure Zahnbürsten dabei?« ruft meine Mutter durch die geschlossene Tür. »Schon Zähne geputzt?«

»Haben wir, alles klar!« ruft Phil zurück.

»Genug Decken, genug Handtücher?«

»Jede Menge«, antwortet er mit einem Augenrollen in meine Richtung. »Gute Nacht!« Er knipst das Licht aus. Ungefähr fünf Sekunden bleibt es still.

»Zu kalt? Heizung kann man auch höher drehen.«

»Es ist wirklich alles bestens, Ma!« sage ich etwas zu gereizt. In sanfterem Ton füge ich hinzu: »Mach dir keine Sorgen. Geh ruhig schlafen.«

Ich halte den Atem an. Von draußen kommt kein Laut mehr. Schließlich höre ich ihre Pantoffeln langsam den Flur hinabschlurfen, und jeder dieser gedämpften Schritte bricht mir das Herz.



## *Großtante Dus Begräbnis*

Meine Mutter ist vor zwei Stunden aus dem Haus gegangen, um mit Tante Helen zusammen die Aussegnungshalle zu schmücken. Und dank einer Streiterei zwischen Tessa und Cleo, bei der eine Portion Rührei schließlich auf Phils Hemdbrust und Schlips landete, werden wir noch zu spät zu Tante Dus Trauerfeier kommen. Während wir in der Clementina Street in aller Eile nach einem Ersatz suchten, schlug Phil vor, die Mädchen lieber nicht zur Beerdigung mitzunehmen.

»Sonst benehmen sie sich dort womöglich auch noch daneben«, meinte er. »Wer weiß, vielleicht können sie den Anblick einer T-O-T-E-N gar nicht ertragen.«

Tessa grinste frech und trällerte: »Daddy hat ein schlimmes Wort gesagt!«

»Ich könnte ja draußen im Auto mit ihnen warten«, erbot sich Phil.

»Ach was, das wird schon gutgehen«, versicherte ich. »Meine Mutter hat mir vorhin noch bestätigt, daß der Sarg bereits geschlossen ist. Und ich habe den beiden erklärt, daß es wie bei Steves und Joannes Hochzeit sein wird – eine Feier für Erwachsene. Stimmt's, ihr Mädchen?«

»Wir kriegen dann Kuchen«, krächte Cleo.

»Also gut«, sagte Phil. »Aber wenn die Trauerfeier vorbei ist, seilen wir uns gleich ab.«

»Aber sicher.«

Um zwanzig nach zwei treffen wir vier schließlich im Vorraum der Aussegnungshalle ein. Mein Vetter Frank händigt uns schwarze Armbinden aus. Während ich die meine überstreife, überkommt